

Kanzelgastrede zum Thema „Erinnerung“, Würzburg, St. Johannis, 29. Jan. 2012

Dr. Rotraud Ries

Meine Damen und Herren,

Die Erinnerung an die Shoa und ihre Opfer ist aus der Gedenkkultur in Deutschland nicht mehr wegzudenken. Wir haben es vorgestern, am Auschwitz-Gedenktag gesehen, der mit einer Veranstaltung im Bundestag begangen wurde. Die Medien haben breit darüber berichtet. Es fand dort eine Begegnung statt, die es in Zukunft nicht mehr geben wird. Der 91-jährige Marcel Reich-Ranicki, einer der wenigen Überlebenden des Warschauer Ghettos, hat vor den Abgeordneten und vor allem vor Gruppen von jungen Leuten aus dieser Zeit berichtet. In Zukunft wird man neue Formen finden müssen, um die notwendige Gedenkkultur auch ohne Zeitzeugen in den nächsten Generationen lebendig zu halten.

Der Auschwitz-Gedenktag ist ein internationaler, relativ junger Gedenktag (1996), der an Auschwitz als Synonym für die Vernichtung der europäischen Juden und für den Tod vieler anderer Opfer durch das NS-System fest gemacht ist. Zugleich aber an einem Tag stattfindet, der das Ende der Barbarei markiert – den Tag der Befreiung dieses KZ. Er gedenkt der Toten und feiert das Überleben. Dass an diesem Tag im Bundestag nicht nur getragene Musik zu Reden der Betroffenen von Nicht-Betroffenen zu hören war, sondern dass ein Überlebender hier sprechen konnte, weist auf eine Veränderung der Gedenkkultur in Deutschland.

Gedenken und Erinnerung in der jüdischen Kultur

Der französische Soziologe Maurice Halbwachs hat schon 1925 darauf verwiesen, dass Erinnerung und Gedächtnis kulturell geprägt sind. Hier setzte Yosef Haym Yerushalmi mit seinen Arbeiten über jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis an, die 1982 unter dem Titel „Zachor – Erinnere Dich!“ zuerst auf Englisch publiziert wurden.

Er zeigt an einer Vielzahl von Belegen aus der hebräischen Bibel, wie stark eine historische Logik in die Fundamente jüdischer Religion und Kultur eingebaut ist. Dies betrifft zum einen die häufige Verwendung der Wendung „Erinnere Dich“ – auf Hebräisch Zachor (S. 17). Zum anderen aber die omnipräsenten Verweise auf die Vergangenheit und das Wirken Gottes darin oder den Zusammenhang zwischen den Generationen und der Aufgabe, die Religion von Generation zu Generation weiter zu geben. Gott tritt nicht als Schöpfergott auf, sondern als „Gott der Väter“ (S. 21). Dies ist nicht selbstverständlich, denn es gab und gibt Kulturen, die nicht eine historische, sondern eine mythische Zeit als ‚wirklich‘ empfinden (S. 18). „War Herodot der Vater der Geschichtsschreibung, so waren die Juden die Väter des Sinns in der Geschichte.“ So Yerushalmi (S. 20). Und weiter: „An die Stelle des heidnischen Kampfes der Götter untereinander oder gegen die Mächte des Chaos trat ein anderer, dramatischerer Konflikt, nämlich der paradoxe Kampf zwischen dem göttlichen Willen eines allmächtigen Schöpfers und dem freien Willen seines Geschöpfes, des Menschen, ausgetragen auf dem Feld der Geschichte, in angespannter Dialektik von Gehorsam und Rebellion.“ Die entscheidenden Elemente dieser neuen Weltanschauung wurden später vom Christentum und dann auch vom Islam übernommen. (S. 20f.) Ein Beispiel dafür haben wir eben im Glaubensbekenntnis gehört.

Diese Weltanschauung, geprägt von Priestern und Propheten, ging ein in die Schriften der zahllosen anonymen Autoren, die mit der hebräischen Bibel „das bedeutendste Korpus nahöstlicher historischer Texte des Altertums geschaffen“ haben (S. 25). „Zum ersten Mal [wurde] die Geschichte eines Volkes Teil seiner heiligen Schrift“ (S. 28). Über die beständige öffentliche Lesung dieser Texte sowie infolge der allmählichen Demokratisierung jüdischer Gelehrsamkeit entwickelte sie sich „zum religiösen Gemeingut eines ganzen Volkes“ (S. 29).

Da das rabbinische Judentum nach der Zerstörung des zweiten Tempels an dem historisierenden Fundament der Religion festhielt und es weiter ausdeutete, ihm jedoch keine neuen Informationen über ihre eigene Zeit hinzufügte, blieben die Geschichten der Bibel der Deutungsrahmen historischer Ereignisse. Verfolgungen wurden auf die Sünden des alten Israel zurückgeführt. Lediglich die dramatischen Verfolgungserfahrungen der Kreuzzüge seit 1096 sowie der Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal Ende des 15. Jahrhunderts und damit aus ganz Westeuropa wurden in ihrer neuen Qualität wahrgenommen. Zu diesen Ereignissen gibt es historiographische Berichte. Jüdische Erinnerung bewegte sich ansonsten jedoch nur in den Bahnen des Rituals und der Liturgie. Dazu gehörten Bußgebete, Fasttage, lokale Freudenfeste nach überstandener Gefahr und Memorbücher. Letztere dienten seit den Kreuzzügen als Grundlage regelmäßiger Erinnerung an die zerstörten Gemeinden und ihre Märtyrer, wurden dann aber auch zur Grundlage für das Gedenken einer Gemeinde an ihre Toten.

Auch wenn im Zuge der Reformen des 19. Jahrhunderts viele alte Rituale und Teile der Liturgie abgeschafft worden waren, so blieb doch die biblische Aufforderung zur Erinnerung in den jüdischen Gemeinden lebendig. Die wenigen Überlebenden, die 1945 zurückkehrten, fühlten in sich das Bedürfnis, der von den Nazis brutal Ermordeten sehr bald durch entsprechende Zeichen zu gedenken. Auch in Würzburg. Bis daraus ein Gedenken in der Stadt wurde, sollte es jedoch noch lange dauern.

Gedenken und Erinnerung in Würzburg

Auch wenn ich eben nur von der Shoa gesprochen habe, dem Erinnerungszusammenhang, dessentwegen ich als Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums hier stehe, so möchte ich doch einen kurzen vergleichenden Blick werfen auf die beiden großen Erinnerungsdiskurse in Würzburg. Der andere ist – unschwer zu erraten – das Gedenken an den 16. März 1945 und die Zerstörung der Stadt. Hierauf ist Herr Al Ghusain vor einem knappen Jahr in seiner Kanzelgastrede an dieser Stelle eingegangen.

Während sich das Gedenken an die Opfer der Shoa in den Jahrzehnten nach 1945 lange auf kleine Teile der Würzburger Gesellschaft beschränkte, prägte die Erinnerung an den 16. März das Gedächtnis und das Gedenken der Stadt. Denn die Zerstörung der Stadt, der Tod von mehr als 5.000 ihrer Einwohner und das Leben in den Trümmern waren so omnipräsent, dass sich dem niemand entziehen konnte. Erinnerung war hier im Wortsinn „sich erinnern“, betraf das Geschehen in der Stadt selber und gedachte der eigenen Angehörigen, Freunde und Nachbarn. Von den traumatischen Eindrücken der brennenden Stadt gar nicht erst zu reden. Mit subjektivem Recht sahen sich die Bewohner der Stadt als unschuldige Opfer ausländischer Kriegshandlungen.

Demgegenüber musste ein Gedenken an die mehr als 800 Würzburger Juden eher abstrakt erscheinen: Ihre Ermordung hatte sich weit weg abgespielt. In lokaler Perspektive waren sie ‚einfach‘ aus der Stadt verschwunden. Und die, die daran mitgewirkt, davon profitiert oder schweigend zugesehen hatten, auch die Familien der Täter, schwiegen sowieso lieber, versuchten Schuld und Scham zu verdrängen und zu vergessen – so weit sie sie überhaupt empfanden. Erinnerung hatte hier keinen Platz. Mit wenigen Ausnahmen: Denn es gab zumindest vereinzelt wieder Kontakte zwischen Emigranten im Ausland und ihren Würzburger Freunden, Nachbarn oder Mitarbeitern.

Das schmerzliche Gedenken an die Opfer der eigenen Gemeinschaft blieb so zunächst beschränkt auf die Jüdische Gemeinde, die bereits im November 1945 ein Mahnmal auf dem Friedhof an der Werner-von-Siemens-Straße errichtete. An seiner Einweihung nahmen auch Vertreter der Stadtverwaltung, von Parteien und Behörden teil, die Mainpost berichtete darüber in ihrer ersten Ausgabe. Das Mahnmal wurde später aufgenommen unter die Stationen, an denen am Volkstrauertag regelmäßig die Gedenkveranstaltungen unter Beteiligung der städtischen Politik und Öffentlichkeit stattfanden und -finden. Das Gedenken der jüdischen Gemeinde verschmolz – aus Mangel an Alternativen? - an diesem Punkt mit dem Gedenken für alle Opfer von Krieg und Gewalt in der Stadt.

Gedenksuren in der Stadt blieben derweil sparsam und verdankten sich weiterhin der Initiative von jüdischer Seite: Seit 1964 erinnerte eine Bronzetafel an die zerstörte Synagoge in der Domerschulstraße und 1980 wurde eine Tafel zur Erinnerung an den Würzburger Raw Seligmann Bär Bamberger am alten Gebäude der Israelitischen Lehrerbildungsanstalt in der Bibrastraße angebracht.

Tatkräftig und kommunikativ führte seit 1958 David Schuster die jüdische Gemeinde und begann einen Dialog mit den Kirchen, mit der Stadt und ihren Bürgern. Er schuf ein Klima des Lernens und der Toleranz, öffnete die Gemeinde und vor allem seit 1970 die neu erbaute Synagoge für alle Interessierten. Er wurde auch zum Gründungsmitglied der 1962 entstandenen Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, die nun ein Forum bot für die Beschäftigung mit jüdischen Themen – und mit der Erinnerung an die Opfer der Shoa. Die Gesellschaft begann, regelmäßig am 9. November mit Veranstaltungen an den Novemberpogrom zu erinnern.

In der Stadtöffentlichkeit war die Ermordung und Vertreibung der Würzburger Juden in den 1960er und 1970er Jahren jedoch noch immer kein Thema. Auch der Wissensstand blieb bescheiden. Erste wissenschaftliche Forschungen setzten in den 1970er Jahren ein, Publikationen erschienen seit 1980. Wenig später begann mit zwei gut besuchten Ausstellungen in den Greisinghäusern die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Holocaust, es fand eine Podiumsdiskussion statt. Eine führende Rolle bei diesen Aktivitäten hatte Dieter W. Rockenmaier von der Mainpost inne; ihm folgte Roland Flade, ebenfalls bei der Mainpost, mit seiner Doktorarbeit zur jüdischen Gemeinde während der Weimarer Republik. Er hielt das Thema „Jüdische Bürger Würzburgs im 20. Jahrhundert“ in der Presse und in zahlreichen weiteren Publikationen wach, leistete damit wichtige Bildungs- und zugleich Erinnerungsarbeit. Ebenfalls zu Beginn der 1980er Jahre ging das Projekt zur Erarbeitung des Biographischen Handbuchs der Würzburger Juden an den Start, inzwischen längst nach dem Verfasser liebevoll „der Strätz“ genannt. Es ist die Grundlage für jede biographische Erinnerung in Würzburg. 1986 ließ die Stadt in der Nähe der ehemaligen

Synagoge in Heidingsfeld eine Gedenksäule errichten. Und nach mehrjährigen Vorbereitungen wurde von der Stadt Würzburg und dem Bezirk Unterfranken in Räumlichkeiten der jüdischen Gemeinde schließlich 1987 das „Dokumentationszentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken“ eröffnet. Dort fanden in den ersten Jahren einige wichtige Sonderausstellungen zur lokalen jüdischen Geschichte im 20. Jahrhundert statt.

Nachdem also viel wissenschaftliche Grundlagenarbeit in den 1980er Jahren geleistet war und das Thema nicht mehr ganz aus der öffentlichen Diskussion verschwand, entstand in den 1990er Jahren Raum für neue Themen. Zugleich banden neu auftauchende eher praktische Herausforderungen wie der Umgang mit und die Bearbeitung der mittelalterlichen Grabsteine und –fragmente aus der Pleich, die Zuwanderung einer großen Zahl von Juden aus Osteuropa und die Neubaupläne für Shalom Europa die Aufmerksamkeit und die Kräfte. Die Erinnerungsarbeit im engeren Sinne verharrte beim Status quo.

Seit dem Jahr 2000 kamen jedoch neue Erinnerungsformen auf, es entstanden neue Gruppen und neue Gedenkzeichen; Veranstaltungen fanden unübersehbar im öffentlichen Raum statt: Der jährliche Fackelzug der Gemeinschaft San Egidio am 27. November und die Gedenkveranstaltung am Platz der Synagoge in der Domerschulstraße am 9. November, je eine Tafel an der Aumühle – mit fehlerhafter Inschrift - und an der Spiegelstraße. Die Israelitische Kultusgemeinde, die bereits 1970 eine kurze Gedenkschrift im Vorraum der neuen Synagoge angebracht hatte, gedachte im neuen Museum Shalom Europa namentlich auf zwei großen Glaswänden ihrer Opfer. Gleichzeitig begann ein Arbeitskreis damit, Stolpersteine für alle Würzburger Opfer der NS-Diktatur zu verlegen und dazu Biographien zu erarbeiten und ins Internet zu stellen. Inzwischen sind es über 300. Die Gestaltung des Erinnerungsweges zwischen dem Platz'schen Garten und dem Güterbahnhof Aumühle wurde Ende 2010 mit einem Denkmal am Ausgangspunkt der Deportationen begonnen und durch Schwellen mit der Aufschrift „Wir wollen erinnern!“ markiert. Informationstafeln an der Strecke und eine Installation an der Aumühle werden noch folgen. Den Höhepunkt stellte der Erinnerungsgang am 10. Mai 2011 mit mehr als 3.000 Teilnehmern aus ganz Unterfranken dar, die Namensschilder für die 852 Opfer trugen. Diese Schilder wurden anschließend im Rathaus in Würzburg und danach an verschiedenen anderen Orten, aus denen die Deportierten kamen, ausgestellt.

Und jetzt, im Jahr 2012, laufen die Vorbereitungen für den ersten Besuch ehemaliger jüdischer Bürger auf Einladung der Stadt Würzburg – spät zwar, aber gerade noch nicht endgültig zu spät. Es wird eine intensive Woche der Erinnerung im April werden.

Gedenken und Erinnerung – die Begriffe

Vor nicht allzu langer Zeit hätte man in dem hier angesprochenen Zusammenhang von „Gedenken“ gesprochen. Das klingt inzwischen altmodisch, atmet den Hauch klassischer Gedenkformen, die einmal im Jahr bedient werden und sich als „Kranzabwurf“-Rituale verspotten lassen müssen.

Dabei trifft der Begriff „Gedenken“ den Vorgang: Denn er ist nicht an die eigene Erinnerung gebunden. Natürlich kann ich einer Person gedenken, die ich persönlich kannte. Genauso aber auch an Ereignisse oder Personen, die sich außerhalb meiner Erfahrungshorizontes abgespielt haben. Grabsteine, Denkmäler, Gedenksteine dienen als Symbole des Gedenkens.

„Erinnern“ funktioniert anders. Denn es meint zum einen das reflexive Abrufen selbst erlebter Vergangenheit, das persönliche sich „Erinnern an“ eine Situation oder an eine Person. Ich kann aber auch in einem auffordernden oder mahnenden Sinne eine andere Person „erinnern“, etwas zu tun oder daran, etwas oder jemanden nicht zu vergessen, sich zu erinnern.

In welchem Sinne gebrauchen wir aber heute, im Januar 2012 und im Umfeld des Gedenktages 27. Januar den Begriff „Erinnern“? Das persönliche Erinnern scheidet bei den allermeisten von uns aus; auch die mnemotechnische Aufforderung „Erinnere Dich!“ ist wohl weniger gemeint: Erinnern auf Befehl funktioniert nämlich meist nicht und wäre wiederum an die gerichtet, die sich persönlich gar nicht erinnern können.

„Wir wollen erinnern“ steht auf den Schwellen des Erinnerungsweges zwischen Platz'schem Garten und Bahnhof Aumühle. Hier ist Erinnern als Gedenken gemeint, denn es gibt keine persönliche Erinnerung. Es wird eine Gemeinschaft der Gedenkenden konstruiert und affirmativ bestärkt, eine Aufforderung nach innen wie nach außen gesandt, sich an dem Gedenken zu beteiligen.

Auch an anderen Stellen findet man einen Erinnerungsbegriff, der seiner klassischen reflexiven oder mahnenden Funktionsweise entkleidet ist. „Das Erinnern“ firmiert als neuer Begriff für Gedenkformen, die von ehernen Traditionen befreit sein wollen und eine Vielfalt alternativer und, wie sich noch zeigen wird, flexibler Formen, Handlungen und Symbole zulassen. Der Begriff „Erinnerung“ anstelle von „Gedenken“ deutet also einen Paradigmenwechsel an, eine Änderung der Gedenkkonzepte.

Erinnerungskultur in Würzburg heute

Das lässt sich auch für Würzburg konstatieren. Und das ist gut so. Denn klassische Denkmäler funktionieren nicht. Zu diesem Fazit bin ich jedenfalls nach der Präsentation exemplarischer Gedenkzeichen durch ein Seminar der Universität unter Leitung von Prof. Flachenecker und Dr. Keß vor ein paar Tagen im Rathaus gekommen. Gleiches gilt für klassische „Kranzabwurf“-Rituale. Sie schaffen außer einer eher diffusen „Betroffenheit“ keine Verbindung zwischen ihren Betrachtern und dem Thema des Gedenkens. Gedenkzeichen brauchen eine lebendige Erinnerungskultur, die sie immer wieder von neuem, in neuen Formen und mit neuen Beteiligten mit Leben füllt. Und sie brauchen Informationen, damit auch ein flüchtiger Betrachter zum Fragen angeregt wird und leicht Antworten erhält.

Stolpersteine werden von manchen Menschen mit guten Gründen kritisiert und abgelehnt. Doch ich bin mit vielen anderen Menschen der Meinung, dass sie ein ideales Medium sind, um Erinnern zu evozieren. Es dürfte mittlerweile kaum eine Person in Deutschland geben, die die kleinen quadratischen Metallplatten mit den biographischen Kurzinformationen noch nie gesehen hat. Sie sind häufig, drängen sich aber nicht auf. Sie regen an zum Hinschauen und wecken Empathie, weil es um eine konkrete Person oder sogar um ganze Familien geht, Männer, Frauen, alte Menschen oder Kinder. Sie lassen sich gruppieren zu Stadtrundgängen und man kann sie didaktisch nutzen. Der wichtigste Vorteil dieser Erinnerungsform ist jedoch seine Funktion als Gedenkstein für die Nachkommen: Kinder und Enkel, denen die Emigration noch geglückt ist. Sie bekommen an authentischem Ort ein Symbol des Gedenkens, an dem die Erinnerung an die Angehörigen ohne Grab und ohne Grabstein einen

Anker findet. Das in seiner virtuellen Darstellbarkeit zugleich vor Ort und weltweit Gedenken ermöglichen kann.

Zu den genannten wichtigen Kriterien der Erinnerungskultur, die von den Stolpersteinen erfüllt werden, gehört schließlich noch das Angebot der Partizipation. Erst die Beteiligung der Menschen an Gedenkaktivitäten als Paten, Mitarbeiter bei der Organisation oder der Recherche, als Straßenarbeiter oder Steinputzer, durch das Tragen von Schildern, die Erarbeitung von Biographien, die Betreuung von Besuchern holt sie nachhaltig hinein in die Erinnerungsarbeit. Ich denke, wir sind in Würzburg im Moment auf einem guten Weg, und ich hoffe, dass uns die Kreativität und der Atem dabei nicht verlassen. Besondere Aufmerksamkeit verdient jetzt der Besuch der Überlebenden im April und ich bitte Sie zu überlegen – falls noch nicht geschehen – ob Sie sich dabei einbringen können. Es wird die letzte Gelegenheit sein, ehemalige Würzburger Juden hier zu erleben und an den Berichten aus ihrem Leben direkt teilzunehmen.

Das alttestamentarische Zachor – Erinnerung dich! ruft auch die Christen auf, die begangenen Verbrechen nicht zu vergessen und Verantwortung dafür zu übernehmen, dass sie sich nicht wiederholen.